

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sloterdijk, Peter
Ausgewählte Übertreibungen

Gespräche und Interviews 1993-2012

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42200-7

SV

Peter Sloterdijk Ausgewählte Übertreibungen

Gespräche und Interviews
1993-2012

Herausgegeben
von Bernhard Klein

Suhrkamp

Erste Auflage 2013

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42200-7

Inhalt

<i>Statt eines Vorworts</i>	9
Der Halbmondmensch	29
Warum sind Menschen Medien?	37
Weltfremdheit und Zeitdiagnose	44
Rollender Uterus	60
Wirf den Seelenklempner raus!	63
Philosophische Umstimmung	74
Wir fahren immer auf dem Maternity Drive	84
Arbeit am Ungesagten der Kultur	96
Über Reichtum und Selbstachtung	106
Lernen ist Vorfreude auf sich selbst	118
Von Postboten und eingestürzten Türmen	133
Den Kopf heben: Über Räume der Verwöhnung und das Driften in der Zeit	141
Gute Theorie lamentiert nicht	176
Es gibt keine Individuen	185
Verwirrte geben Verwirrung weiter	194
Deutsche wollen müssen: Theorie zum Jahresende . . .	201
Komparatisten des Glücks	220
Bild und Anblick. Versuch über atmosphärisches Sehen	238
Das heilige Feuer der Unzufriedenheit.	255
Ein Team von Hermaphroditen	270
Unter einem helleren Himmel	281
Ein Freund der Mühe: Der Leser	287
Also sprach Sloterdijk	293
Väter weg von Puff und Kneipe	306
Die Athletik des Sterbens	318
Erfülle deine Genießerpflicht!	327
Auch ein Gott kann uns nicht retten	338
Ein Stecker für höhere Energien	345

Die Verpfändung der Luft: Zur Finanzkrise	352
Gibt es einen Ausweg aus der Krise der abendländischen Kultur?	377
Schicksalsfragen: Ein Roman vom Denken	391
Der Mensch in der Wiederholung	445
Im Hintergrund das Murmeln Babylons	457
Editorische Notiz	471

Gespräche und Interviews

Statt eines Vorworts

Bernhard Klein im Gespräch mit Peter Sloterdijk
Karlsruhe, 17. 12. 2012

KLEIN: Herr Sloterdijk, nach längeren Recherchen habe ich eine Auswahl Ihrer Interviews aus den letzten zwei Jahrzehnten zusammengestellt, eine enge Selektion aus einer nahezu unüberschaubaren Fülle, dennoch ein voluminöser Band. Mir ist bewußt, daß Interviews nur einen kleinen Teil Ihrer publizistischen Tätigkeit bilden – hier ist die Redewendung von der Spitze des Eisberges wirklich am Platz. Sie blicken auf eine Liste von mehr als 40 Buch-Veröffentlichungen zurück. Darüber hinaus ist eine große Zahl von Aufsätzen aus Ihrer Feder in unterschiedlichsten Zeitungen, Zeitschriften und Sammelbänden verstreut. Sie sind seit zwanzig Jahren tätig auf Lehrstühlen in Karlsruhe und Wien – die österreichische Funktion haben Sie vor nicht allzu langer Zeit niedergelegt. Daneben hatten Sie eine Agenda als Redner bei allen möglichen Anlässen, sie nehmen an einer Vielzahl von Konferenzen, Tagungen und Symposien teil. Sie hielten Lesungen aus neuen Büchern, Sie gaben Seminare, Festvorträge, Dinner Speeches. Sie führten Interviews in vielen Medien und waren mehr als zehn Jahre lang Moderator einer eigenen Fernsehsendung. Man sagt im allgemeinen »weniger ist mehr« – wie kommt es, daß bei Ihnen mehr mehr ist? Ist Ihre geradezu verzweifelte Schaffenskraft nicht auch Ausdruck einer Ohnmacht angesichts der Stummheit der Bibliothek, wie sie jeder Schriftsteller empfindet?

SLOTERDIJK: Mir scheint, die richtige Antwort auf die Frage nach den Triebfedern meiner Arbeit würde weniger ein Motiv als eine innere Verfassung offenlegen. Wenn ich auf die Jahre zurückschaue, aus denen die Auswahl dieser Gespräche genom-

men ist, dann ist mein erster Eindruck von mir selbst: Wehrlosigkeit, beziehungsweise Verführbarkeit. Auf mich kann man das Klischee von der endogen überschäumenden Produktivität des geborenen Autors jedenfalls nicht anwenden, ebensowenig wie das Modell der engagierten Literatur. Was man für Produktivität hält, ist in meinem Fall meistens nur die Unfähigkeit, mich gegen Vorschläge zu wehren. Eine gewisse Übernachsichtigkeit steht am Anfang. Sie ist letztlich schuld an dem ständigen Übergang von Passivität in Produktion. Allerdings wäre dieser Zustand ohne Übermut nicht zu halten gewesen. Wenn ich mich auf eine zusätzliche Aufgabe einließ, war ich offenkundig bereit, zu sagen: Das geht noch. Natürlich habe ich dabei mit der Erschöpfung Bekanntschaft geschlossen, doch stärker war ein unglaublich leichtsinniges Vertrauen auf regenerative Kräfte. Das ist im übrigen der einzig nennenswerte Unterschied zwischen früher und jetzt: Ich mache seit einer Weile die Erfahrung, wie die Regeneration sich Zeit läßt.

KLEIN: Entführen Sie uns in die Werkstatt Ihrer Kreativität. Können Sie Ihre Arbeitstechnik beschreiben und die Organisation Ihrer Bibliothek erklären. Wie erinnern Sie sich?

SLOTEDIJK: Kein Mensch kann wissen, wie sein Gedächtnis arbeitet. Ich weiß nur, daß ich ein gut aufgeräumtes inneres Archiv haben muß, selbst wenn es für Dritte als Durcheinander erschiene. Mein Archivar findet ziemlich regelmäßig Zugang zu den wichtigeren »files«, er ist ein Mitarbeiter, der mich nie enttäuscht hat. In guten Momenten holt er Dokumente hervor, von denen ich gar nicht wußte, daß sie zitierreif abgelegt sind. Er entdeckt manchmal unbewußt fast fertig geschriebene Stücke, die ich nur noch kopieren muß.

KLEIN: Inwiefern wird Ihr publizistischer Elan durch Ihre Sprachlichkeit potenziert?

SLOTEDIJK: Nun ja, Sprache wird generell als Medium der Verständigung aufgefaßt – eine Annahme, die von Schriftstellern nicht ohne weiteres akzeptiert werden dürfte. Eine kritische Minderheit sieht in der Sprache den Anfang aller Mißver-

ständnisse. Wittgenstein meinte sogar, philosophische Probleme entstünden, wenn die Sprache feiert – was »feiern« bedeutet, wollte uns der Autor jedoch nicht verraten. Heißt es Nonsens treiben? Scheinprobleme wälzen, Überschüsse in die Luft pulvern? Jedenfalls spielte er mit der Vorstellung, man könne es genausogut bleiben lassen, die deflationäre Tendenz ist manifest. Wenn ich das lese, sehe ich einen zerknitterten Pedell ins Zimmer treten, der dem Unfug der Jungen ein Ende machen möchte. Mir kommen Anweisungen solcher Art beengend vor. Man weiß gar nicht, was noch alles möglich wird, wenn man sich aufs Feiern einläßt. Lieber halte ich es mit Wittgensteins Landsmann Egon Friedell, wenn er statuiert: Kultur ist Reichtum an Problemen. Man darf an allem sparen wollen, an den Problemen nicht.

KLEIN: Von Ihren Interviews habe ich in diversen Zeitungsarchiven und im Internet bisher ungefähr dreihundert ermitteln können. Wenn wir hier davon etwas mehr als dreißig ausgewählte Stücke präsentieren, ergibt das tatsächlich nur den über Wasser sichtbaren Teil, um beim Eisberg-Bild zu bleiben. Welche Rolle spielen die Interviews in Ihrer publizistischen Tätigkeit? Dienen sie dazu, die »Geschäftsführung des eigenen Namens« zu betreiben, wie Sie das selbst einmal formuliert haben.

SLOTERDIJK: Sehen Sie, es gab Autoren von hoher Reputation, die nie Interviews gegeben haben, und solche, die es selten taten und tun. Daneben andere, die sorglos Interviewvorschläge akzeptieren. Ich würde mich dem letzteren Typ zurechnen. Daß dabei Namens-Management betrieben wird, ist ein Neben aspekt, den man in Kauf nimmt. An den meisten Gesprächen müßte der Leser merken, daß ich nach spätestens einer Minute dergleichen vergesse, sollte ich zuvor daran gedacht haben. Das Interview ist eine literarische Produktionsform unter anderen, ich verstehe es als eine Untergattung des Essays. Ich habe es häufig praktiziert, nachdem ich mich nach einigem Sträuben mit der Rolle des public intellectual abgefunden hat-

te, die sich aus dem Erfolg meiner ersten Veröffentlichungen ergab. Wie man leicht erkennt, bin ich ein behauptungsfroher Formulierer, und wenn ich mich erst einmal in den Redestrom gestürzt habe, sind Sorgen um Wirkung inexistent. Die werden nur in der Phase der Nacharbeit akut, ich bin empfindlich gegen mißglückte Wendungen.

KLEIN: Insofern sind Ihre Interviews auch keine eins zu eins »live«-Veröffentlichung. Sie werden immer von Ihnen durchgesehen.

SLOTEDIJK: Sagen wir, sie sind eine Mischform aus Improvisation und redigierter Arbeit. Wobei der redaktionelle Anteil manchmal nicht über die eine oder andere Retusche hinausreicht, in anderen Fällen geht er bis zu einer kompletten Neufassung.

KLEIN: Aus dem jungen, scheuen Sloterdijk, den man in älteren Aufzeichnungen sehen kann, wird mit den Jahren ein Star. Auf mich wirkt er wie ein Koloss der Ausdrucksgewalt, mündlich und schriftlich. Diese Schaffenskraft, so kommt mir vor, mit normalen Maßstäben ist sie nicht zu erklären. Ein Rätsel bleibt, wie Sie das bewältigt haben.

SLOTEDIJK: Daß durch mich eine Menge hindurchgegangen ist, soviel kann ich zugeben. Hin und wieder habe ich Freude an dem starken Durchzug, keineswegs immer. Mein Grundgefühl ist wie bemerkt nicht das von übertriebener Produktivität, sondern das von Empfänglichkeit für Evidenz aus allen Richtungen, was ich eben Wehrlosigkeit nannte. In der Entstehungsphase gefallen mir auch meistens die Dinge, die ich mache, ich verliere sie aber schnell aus dem Blick. Es mag seltsam klingen, Erfolgsgefühl kommt nur kurz und selten auf, sollte auch ein größeres Werk zustande gekommen sein. Ich kann solche Regungen entweder nicht entwickeln oder nicht festhalten. Vor mir liegt immer wieder das leere Blatt, das beweist, es ist noch nichts geleistet. Ich fahre also die Antennen aus und fange mit dem Neuen an. So absurd es klingt, ich habe mich meistens im Verdacht, nicht genug zu tun. Das zeigt wohl, daß ich

nicht mit Rückblicks-Intelligenz ausgestattet bin. Ich sehe meine Vergangenheit nicht, es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als in Bewegung zu bleiben. Vielleicht wäre das die nächste Lektion: Verlangsamung und Rückkehr in den Augenblick. Aber ich mißtraue noch solchen Suggestionen und schimpfe sie Pensionärsgedanken.

KLEIN: Es heißt, Sie hätten in jüngeren Jahren in einer Wohn-gemeinschaft gelebt. Wie schafften Sie es, mitten im Chaos kreativ zu sein? Viele würden sagen, in einem solchen Umfeld könnte ich nie etwas zu Papier bringen!

SLOTERDIJK: In der Münchener Wohngemeinschaft war ich nicht als Interner, aber als besuchendes Mitglied auf täglicher Basis. Was mir schon damals an mir selber auffiel, war die Fähigkeit, durch nichts aus der Bahn geworfen zu werden. Ich hatte immer ein intensives Beziehungsleben, ich war mit Frauen und Freunden eng liiert, wir waren viel aus und oft unterwegs. Seit zwanzig Jahren dominiert bei mir die Lebensform Familie, das ist auch keine reine Solitüde. Sehr gut erinnere ich mich an die Zeit, als ein wirbeliges Kleinkind durch mein Arbeitszimmer stürmte. Es amüsierte mich, ich konnte nicht gestört werden. Heute kommt mir das seltsam vor, da die Irritierbarkeit zuge-nommen hat. Auch durch das Telefon war ich nicht zu stören, ebensowenig durch Handwerker und Zeugen Jehovas. Ich sah in allem Anregung, nicht Unterbrechung. Ein wundertätiger Aberglaube war am Werk: Was auch immer kommt, verwandelt sich auf der Stelle in einen Teil der Produktion. In jener mitt-leren Phase lebte ich wie unter einer Schutzhülle, ich war mei-ner Themen sicher oder die Themen waren sich meiner sicher. Ich war durch nichts aus der Spur zu bringen.

KLEIN: Wenn man »Wehrlosigkeit« hört, könnte man auch an Müdigkeit und Aufgeben denken. Diese Option haben Sie offensichtlich ständig durch die Kreativität des Schreibens aus dem Weg geräumt.

SLOTERDIJK: Alte Arbeitstiere wissen, selbst Müdigkeit kann zu einer Antriebsenergie werden, sofern sie die Regeneration

auslöst. Sobald man sich nur einmal richtig ausgeruht hat, sagen wir mal einen ganzen Tag lang, fühlt es sich an, als hätte man Schwung geholt für drei neue Leben. Früher habe ich den Unterschied zwischen Regeneration und Urlaub betont. Letzterer war in meiner Sicht illegitim, es durfte ihn nach meiner Ansicht gar nicht geben. Hochmütig ausgedrückt: Urlaub braucht man nur vom falschen Leben. In diesem Punkt denke ich heute anders, ich gebe die Berechtigung des Urlaubs allmählich zu.

KLEIN: Lassen Sie mich noch einmal zu Ihren Interviews zurückkommen. Aus aktuellem Anlaß steht der Suhrkamp Verlag, dem Sie seit Ihrem ersten Buch vor dreißig Jahren angehören, in den Schlagzeilen. Es gab bei Suhrkamp eine Zeit, da wäre es seinen Autoren ein Gräuel gewesen, in einem Springer-Blatt zu publizieren. Sie aber publizieren praktisch in jedem Medium, das auf Sie zukommt, fast wahllos, möchte man meinen, einmal sogar in der *Bild*-Zeitung und im *Playboy*. Wie beurteilen Sie sich selbst in diesen Zusammenhängen? Der Suhrkamp-Autor, wie hat er sich verändert seit jenen Jahren, in denen es undenkbar war, in Zeitungen der Springer-Presse Interviews zu geben?

SLOTERDIJK: Eines ist sicher, den typischen Suhrkamp-Autor gibt es heute nicht mehr, falls er je existierte. Schon früher waren es sehr idiosynkratische Charaktere, die unter demselben Dach zusammenkamen. Was sollten Bloch und Beckett miteinander gemeinsam gehabt haben? Oder Hesse und Luhmann? Die Diversität hat inzwischen eher noch zugenommen. Einige wenige Kollegen sind allerdings weiter Suhrkamp-Autoren im Sinn der sechziger oder siebziger Jahre geblieben, sie verkörpern mildere Positionen des Zu-Spätmarxismus. Daß auch sie Kinder des Zeitgeists sind, sieht man daran, wie sie fast unmerklich vom Thema Utopie aufs Thema Gerechtigkeit umgestellt haben – darin leben Reste der Frankfurter Ziviltheologie nach. Dagegen sind viele neue Temperamente im Spektrum aufgetaucht, auf der literarischen wie auf der wissenschaftlichen

Seite. Der Erfolg meines ersten Buchs 1983 war ein Signal dafür, daß die Musik künftig auch anderswo spielt. Warum nicht in bisherigen Tabu-Medien? Für die überlieferten Aversionen habe ich mich mit der Zeit immer weniger interessiert. Ich bin Gesprächspartnern aus den politisch heterogensten Medien ohne ideologiekritische Hintergedanken und wenn möglich auf Augenhöhe begegnet, ausgenommen die Presse der neo-nationalistischen Tendenz – hier kam dann doch die Prägung durch das Herkunftsmilieu zum Tragen. Vielleicht hätte ich auch diese Hemmung ablegen und gelegentliche Hausbesuche bei den rechtsaußen verirrten Seelen machen sollen.

KLEIN: Viele von diesen Gesprächen knüpfen an Ihren jeweils aktuellen Publikationen an, andere gehen von Themen aus, die zur gegebenen Zeit in der Luft lagen. Haben Sie Gespräche in Erinnerung, die sich besonders einprägen haben?

SLOTERDIJK: Die meisten in unserem Band dokumentierten Gespräche und Interviews liegen so weit zurück, daß ich mich an die Situationen, in denen sie geführt wurden, nicht erinnern kann, bestenfalls diffus. Sehr lebhaft sind mir die Umstände gegenwärtig, unter denen das breit angelegte Doppel-Gespräch mit dem Leiter des Deutschen Literaturarchivs, Ulrich Raulff, über das Motiv »Schicksal« stattgefunden hat – vor etwa zwei Jahren, das erste hier in Karlsruhe, das zweite in Marbach, wo Raulff mir als Hausherr und als Hüter seiner Schätze gegenüber saß. Das waren Momente puren intellektuellen Glücks. In solchen Augenblicken begreift man deutlicher als sonst, was Literatur sein kann, auch als gesprochenes Wort. Sie ist eine syntaktische Glückstechnik. Mit der nicht-alltäglichen Zusammenfügung von zwei, drei Wörtern beginnt die Levitation.

KLEIN: Das vorliegende Buch ist ein Florilegium von pointierten Formulierungen. Man hat den Eindruck, für Sie ist der Dialog auch immer ein Metalog. In dem kommen und gehen viele Stimmen. Der äußeren Form nach sind die Interviews Zwiegespräche, doch kommt es mir vor, als fühlten Sie sich im Gespräch mit mehreren Partnern am wohlsten.

SLOTERDIJK: Ich erlebe schon das Zwiegespräch als Polylog, das heißt als Gespräch mit vielen. Der gute Interviewpartner bringt ja außer seiner eigenen Stimme in der Regel alle möglichen anderen Stimmen mit. Er ist schon selber eine akkordische Subjektivität. Die erzeugt beim Befragten unweigerlich Resonanzen. Wenn etwas existiert, was mir überhaupt nicht liegt, so ist es Phrasen-Austausch im Verlautbarungston.

KLEIN: Es gibt in diesem Buch garantiert keine Stelle, von der man sagen könnte, es würden Phrasen verlautbart.

SLOTERDIJK: Vielleicht kann ich Ihnen erklären, woher meine Abneigung gegen die Phrase kommt. Seit jeher leide ich unter einer kindlichen Furcht vor Langeweile. Am langweiligsten schien mir seit jeher das Reden in fertigen Sätzen, wie man sie auf dem akademischen Diskursmarkt hört, um von den Preßspanplatten vom politischen Baumarkt zu schweigen. Damit wir uns nicht mißverstehen, ich kenne eine gute Langeweile, die beruhigt und integriert. Man kann sich ihr anvertrauen wie einer alten Erzieherin – ich denke an die subtile Langeweile einer Landschaft, die befreiende Langeweile des Meeres, die erhabene Langeweile des Gebirges und manchmal die geduld-fördernde Langeweile großer Erzählliteratur. Eine bössartige Langeweile geht von der zudringlichen Borniertheit stolzer Phrasenbesitzer aus, sie ist wirklich so tödlich wie ihr nachgesagt wird. Ich weiß nicht, ob Sie solche Situationen kennen: Man wechselt ein paar Worte mit einem Menschen, der dir nicht einmal a priori unsympathisch sein muß. Nach drei, vier ausgetauschten Sätzen fühlst du dich lebensmüde. Es ist, als ob die vitale Batterie binnen Sekunden entleert worden wäre, und du weißt nicht warum. Vor dieser Art von Langeweile schrecke ich zurück wie vor Tod und Teufel, sie ist ein pathologischer Zustand, in dem die Freude am Gespräch, am Meinungsdruck, am Etwas-sehen-und-sagen-Können, ja am Leben überhaupt verloren geht. Das Symptom der schlimmen Langeweile ist der Sprachzusammenbruch. Mit einem Mal wollen die Wörter nicht mehr in der richtigen Reihenfolge herauskommen, du

schaffst gerade noch ein Nomen, aber das Verbum folgt nicht mehr, ein fürchterliches Gefühl von Nichts-mehr-sagen-Wollen greift um sich – was man auf keinen Fall mit dem guten Zustand des freien Nichts-zu-sagen-Habens verwechseln darf. Ich nähere mich manchmal diesem gefährlichen Punkt, wenn ich merke, daß ein Gesprächspartner völlig ausgelaugte Fragen aus dem Koffer holt, Fragen, die ihrem Wesen nach Verdummungsangebote sind. Deren Subtext lautet immer: Komm endlich mit ins Elend! Unter großen Anstrengungen habe ich gelernt, solchen Attacken auszuweichen, indem ich die Frage umformuliere, bis ich wieder Lust habe, auf sie zu reagieren.

KLEIN: Es gibt also Fragen, die den Befragten wie Vampire aussaugen?

SLOTERDIJK: Es gibt solche Fragen und solche Fragende. In theosophischen Kreisen nannte man negativ geladene Leute dieser Art prana suckers, Lebensatemvampire. Manchmal ist die mentale Erschöpfung der Fragesteller von Anfang an deutlich. Im besten Fall versuche ich dann, wie ein Animateur zu antworten oder wie der Notarzt.

KLEIN: Ich bin absolut sicher, daß es in diesem Buch kein Gespräch gibt, in dem Sie den Notarzt spielen mußten, und an Sprachzusammenbruch wird niemand denken, der diese Stücke liest. Hingegen frage ich mich, ob nicht hin und wieder beim Gegenüber eine Art Respekt, um nicht Ehrfurcht zu sagen, zu spüren ist.

SLOTERDIJK: Wenn das je der Fall war, wäre es falsch gewesen, dabei stehenzubleiben. Gespräche vor der Öffentlichkeit sind eine Sportart, bei der es nicht darum geht, zu gewinnen, sondern auf höherer Ebene unentschieden zu spielen. In jedem besseren Frage-Antwort-Fluß erinnern sich die Gesprächspartner gegenseitig an ihre intelligenteren Möglichkeiten. Man entdeckt die Freude, navigationsfähig zu sein in einem Problemraum.

KLEIN: Ich möchte noch einmal auf den Enthusiasmus zu sprechen kommen, den man in Ihren Äußerungen oft wahr-

nimmt, ob man ihn nun jugendlich nennt oder nicht. Die Explosion Ihres Ausdruckstriebts setzte nach Ihrem Indienaufenthalt im Frühjahr 1980 ein. Kann es sein, daß damals, nach Indien, eine gleichsam archaische vorsprachliche Begeisterung mit den späteren akademischen Prägungen zusammenkam? Wahrscheinlich ist Ihnen diese Frage schon öfter gestellt worden. Ich finde es faszinierend, daß es danach für Sie kein Zurück mehr zu geben schien. Mit einem Mal war nur der Weg zur Produktivität noch offen.

SLOTERDIJK: Sagen wir eher der Weg zur praktischen Prüfung eines Vorgefühls. Mir war bis dahin wohl latent bewußt, daß ich wie hinter vorgehaltener Hand lebte. Nach 1980 war es soweit, daß ich anfangen konnte, mich weiter vorzuwagen. Damals habe ich meinen Ton gefunden, falls man das so unbedarft ausdrücken kann. Es war, als hätte ich das Instrument entdeckt, auf dem ich meine Art von Musik machen sollte. Das Instrument wurde gestimmt in dem Moment, als ich begriff, worin meine Chance besteht.

KLEIN: Das möchte man natürlich näher erklärt haben.

SLOTERDIJK: Lassen Sie mich's versuchen. 1947 geboren, blieb ich ein von der Vaterseite her so gut wie völlig ungeprägter junger Mann. Zur rechten Zeit sah ich ein, ich sollte mich zu einer Art von Selbstbevaterung entschließen. Was Bemutterung ist, vorgefunden oder gewählt, und wie man sie allmählich zurückläßt, das wußte ich schon ziemlich gut. Was Bevaterung bedeutet, wußte ich nicht. Ich mußte mir meine Väter oder Instruktooren zusammensuchen, dazu war es nötig, sich in der Welt umzusehen. Väter sind Vorbilder, nicht wahr, die man aufsucht, um etwas zum Überwinden zu haben, irgendwann später? So machte ich mich am Leitfaden der Bewunderung auf den Weg. Niemand, der etwas zu sagen hatte, war vor meiner Bewunderung sicher – auch nicht vor meiner Enttäuschung. Der Durchbruch kam, als ich verstand, daß ich mir selber die Welt erzählen sollte. In meinem Fall konnte das nur dadurch geschehen, daß ich mich selber an die Hand nahm –

als Lehrer und Schüler in einer Person. Irgendwie gelang es mir, mich in einen größeren und einen kleineren Part zu verdoppeln. Also habe ich mich selber an die Hand genommen und mir die Welt und das Leben erklärt. Offensichtlich hat das vielen Beobachtern eingeuchtet, die gerne mitlasen, was ich mir zu sagen hatte. Sie amüsierten sich wohl darüber, wie ich dem Junior zuliebe in die Rolle des alten Weisen schlüpfte. Ich denke noch immer, dieses Vorgehen war nicht die schlechteste Zugangsweise zur philosophischen Sphäre. Sie empfahl sich in meinem Fall besonders, sie entsprach der Lage eines jungen Menschen, der wie so viele aus seiner Generation mit dem Gefühl starker kultureller Unsicherheit aufgewachsen war.

KLEIN: Was trieb Sie nach der Dissertation bei den Hamburger Professoren gen Osten? Was haben Sie von Bhagwan Shree Rajneesh bzw. Osho gelernt? Warum sind Sie damals nach Indien gegangen und nicht an der Universität geblieben?

SLOTERDIJK: Das ist eine längere Geschichte, ich kann den Ablauf nur kurz andeuten. Ich bekam um 1974 zeitweilig eine Vertretungsassistentenstelle an der Hamburger Universität angeboten, ich akzeptierte und übersiedelte. Das folgende Jahr in Hamburg wurde für mich eine sehr fruchtbare Zeit, ein Wendjahr in meinem Leben. Die damalige Nähe zu Klaus Briegleb, dem Ordinarius für neuere deutsche Literatur, war für mich ein Glücksfall, ich kannte ihn aus München, er war in meinen Augen, und nicht nur in meinen, der herausragende Literaturwissenschaftler des Landes und in den Hamburger Jahren auf der Höhe seiner Kunst. Und genauso glücklich war die Konstellation mit den älteren Kommilitonen, ein intellektueller Spiralnebel mit enormen Ladungen, auch gruppenerotisch nicht uninteressant. Was die Universität anging, wußte ich von da an, das ist nicht mein Maulwurfshügel. Als mein Vertrag auslief, bin ich nach München zurückgegangen. Anschließend begannen die wilderen Gruppenjahre: Wohngemeinschaft, Psychotherapie, Meditationsgruppen, Neue Linke, Neuer Mensch. Ständig spukten solche Motive durch den Raum. Man glaubte

damals an die Theorie wie an eine messianische Kraft. Die Zeit zwischen 1974 und 1980 wurde die Experimentierphase meines Lebens. Die Dissertation war geschrieben, viele Möglichkeiten standen offen, das einzige, was ich eindeutig wußte, war, daß ich in die Universität nicht zurückgehe. Sollte es ein Leiden an der Unbestimmtheit geben, so war es mir damals unbekannt. Ich empfand die Freiheit, noch einige Orientierungsjahre vor mir zu haben, als beflügelnde Nichtfestlegung.

KLEIN: Das erklärt aber nicht, wie es es kam, daß Sie den Weg nach Indien einschlugen.

SLOTERDIJK: Die Indienreise war seit den Tagen des seligen Hermann Hesse im spirituellen Curriculum des Westens diskret vorgezeichnet. Auch wenn man Marx und Lenin und Marcuse gelesen hatte, die Morgenlandfahrt fehlte. Eines Tages war sie fällig, in ihr kam alles zusammen, was damals zählte, der therapeutische Aufbruch, der spirituelle Aufbruch, der Counter-Culture-Aufbruch, außerdem stand über dem Unternehmen das Epochen thema »freie Liebe« wie eine Leuchtreklame am Times Square. Man hätte ein Idiot sein müssen, es nicht zu probieren. Überdies traf man in Indien halb Frankfurt wieder, und halb München. Meine besten Adorno-Kolloquien erlebte ich am Rand des Ashrams von Poona. Es begann eine unvorstellbar intensive Zeit, weil man in Indien nur Menschen begegnete, die auf ihre Weise mutig waren, offensiv, konfrontativ, freigiebig mit Gefühlen, Beobachtungen und Berührungen. Heute wird das Klima vor allem vom Bedürfnis nach Absicherung definiert, das kannte man seinerzeit nicht. Natürlich waren damals alle verrückt, das kann man im Rückblick nüchtern feststellen, doch daß sie mutig waren bis zum Exzeß, muß man ihnen lassen. Nach Indien zu gehen zu den Bedingungen jener Jahre, das war wirklich ein Sprung, ein Bruch mit der Hintergrundkultur.

KLEIN: Wenn man alte Videos einlegt, in denen die Augen von Osho dich anblicken, dann schwingt noch heute eine Dimension jenseits der europäischen Akademia mit. Wie kam es,